Runen

Roman von E. Werner

(18. Fortsetzung)

Auf dem unteren Deck stand Prinz Sassenburg, mit dem Fernglase in der Hand, und beobachtete einen größeren Dampfer, der sich in unmittelbarer Nähe befand. Er war schon gegen Mittag in Sicht gekommen und ziemlich weit voraus, aber der schnelle „Seeadler" hatte ihn eingeholt. Jetzt sah man, daß er eine Touristengesellschaft an Bord hatte, die sich größtenteils auf Deck befand und neugierig die nahende Jacht musterte. Der Prinz bemerkte das mit sichtlichem Mißfallen und wandte sich an den Kapitän, der an seiner Seite stand.

„Lassen Sie Volldampf geben, damit wir den Dampfer da möglichst weit zurücklassen," befahl er. „Wir müssen mindestens eine Stunde früher am Kap landen, sonst stören uns diese Touristen mit ihrem lärmenden Treiben den ganzen Ausflug."

Der Kapitän ging, um die nötigen Weisungen zu geben, und gleich darauf setzte der „Seeadler" zur schnellsten Fahrt ein. Wie ein Pfeil schoß er durch die schäumenden Wogen, ganz dicht an dem Dampfer vorbei. Von drüben her grüßte ein Herr mit eifrigem Hutschwenken, Sassenburg dankte flüchtig, er erkannte den jungen Deutschen, der ihm damals im Pfarrhause von Raansdal vorgestellt worden war. Schon in der nächsten Minute waren die Schiffe aneinander vorüber, und das größere blieb zurück.

Harald Thorvik, der auf seinem Posten am Steuer stand, hatte mit einiger Verwunderung den Befehl zur Beschleunigung der Fahrt vernommen und rief nun einen der Matrosen an:

„Warum wird denn auf einmal Volldampf gegeben?"

„Befehl von Durchlaucht!" lautete die Antwort. „Wir sollen dem Dampfer vorkommen und früher landen. Die Herrschaften wollen da oben am Kap nicht gestört sein von den Touristen."

Harald lachte in seiner kurzen, trockenen Art.

„Ja so, Durchlaucht will auch die Aussicht für sich allein haben! Wie kann sich denn dies Touristenvolk unterstehen, auch etwas sehen zu wollen, wenn ein Prinz unterwegs ist!"

„Wahren Sie Ihre Zunge, Thorvik!" sagte der Kapitän, der eben vorüberging und die Aeußerung gehört hatte. „Sie scheinen zu vergessen, daß der Prinz Ihr Schiffsherr ist."

„Am Steuer tue ich meine Pflicht!" war die schroffe Antwort.

„Es ist nicht das erste Mal, daß Sie solche respektwidrige Bemerkungen machen. Mir gegenüber geschieht es freilich nicht, ich würde es Ihnen auch nicht raten, aber ich höre genug davon durch die Mannschaft."

„Haben sie mich angegeben?" fragte Harald mit einem finstern Blick auf den Matrosen. „Ich konnte es mir denken!"

Der Kapitän gab dem Manne einen Wink, zu gehen, dann trat er dicht an den Steuermann heran und fuhr mit gerunzelter Stirn fort: „Ich habe schon längst mit Ihnen reden wollen, Thorvik, das kann nicht so fortgehen, Sie leben ja in einem förmlichen Krieg mit allem, was an Bord ist. An meinen Leuten liegt die Schuld nicht, die sind Ihnen kameradschaftlich entgegengekommen, aber Sie legen es geradezu darauf an, sich überall Feinde zu machen. Da dürfen Sie sich auch nicht beklagen, wenn man Ihnen schlimme Streiche spielt. Erst vorgestern ist das wieder geschehen. Ich weiß das alles, kann es aber nicht ändern."

„Habe es auch noch nicht verlangt, Herr Kapitän," versetzte Thorvik kalt. „Ich wehre mich schon allein, und wenn ich es ihnen auch nicht gleich heimgebe — es bleibt ihnen sicher!"

„Was soll das heißen?" fragte der Kapitän scharf. „Soll das etwa eine Drohung sein? Nehmen Sie sich in acht! Ich habe den Prinzen bisher nicht mit der Sache behelligen wollen, wenn Sie aber so fortfahren, dann bin ich genötigt, ihm zu sagen, daß Sie uns den ganzen Frieden an Bord gefährden und ich nicht dafür einstehe, daß die allgemeine Gereiztheit gegen Sie sich nicht einmal in schlimmster Weise Luft macht. Wollen Sie es darauf ankommen lassen?"

Der Steuermann wollte antworten, aber in diesem Augenblick kam Sassenburg selbst auf das hintere Deck und blieb in einiger Entfernung stehen. Der Kapitän brach rasch das Gespräch ab, ging mit einem Gruße an ihm vorüber und bestieg die Kommandobrücke.

Die Verlobung des Prinzen war auf dem „Seeadler" natürlich kein Geheimnis mehr, man sah ihn und seine Braut ja täglich und hörte die vertraulichen Anreden, aber er sah nicht aus wie ein glücklicher Bräutigam. Sein Gesicht erschien bleich und müde, als er sich auf die Brüstung lehnte und in das Meer hinausblickte. Es war ein Blick voll finsterer Träumerei, der sich dort in die Weite verlor.

Da kam Sylvia aus der Kajüte und nahte sich ihrem Verlobten, der sie erst gewahrte, als sie neben ihm stand und die Hand auf seinen Arm legte. „Alfred!"

Er fuhr auf und wandte sich um.

„Ah, du bist es! Ich habe nicht gewagt, dich zu stören mit einer Frage nach deinem Befinden, du wolltest ja allein sein."

„O, ich bin wieder ganz wohl," sagte Sylvia leichthin. „Es wird ein kleiner Anfall von Ermüdung gewesen sein."

Sie stand frisch und lächelnd vor ihm, keine Spur mehr von den vergossenen Tränen, von der stürmischen Erregung, mit der sie sich vorhin in die Arme des Vaters geworfen, und ihre Stimme hatten den alten nickischen Klang, als sie fortfuhr:

„Sieh doch nicht so tragisch aus, Alfred! Willst du mir schmollen, weil ich vorhin unartig gewesen bin? Soll ich vielleicht abbitten?"

Sassenburg hatte sich emporgerichtet, er sah jetzt nicht mehr bleich und müde aus, es lag ein Zug fieberhafter Spannung in seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen, von dem Augenblicke an, da seine Braut erschienen war, und jetzt fragte er statt aller Antwort:

„Der Papa ist wohl bei dir gewesen?"

„Ja, vor einer halben Stunde. Warum?"

„Ich wollte nur wissen, wem ich diesen plötzlichen Sonnenschein verdanke."

„Ja, Papa hat mir den Text gelesen, er nimmt ja immer deine Partei," sagte Sylvia, ohne die Bitterkeit der Worte bemerken zu wollen. „Also auf allerhöchsten Befehl — wir sollen Frieden schließen und feierlich geloben, ihn zu halten. Da werden wir wohl gehorchen müssen, oder willst du in Wehr und Waffen bleiben? Ich bin zum Frieden bereit!"

Das klang so einschmeichelnd liebenswürdig, daß Alfreds Widerstand völlig erlahmte. Er unterlag bereits wieder dem Zauber, gegen den er sich eben noch gewehrt hatte, und ergriff mit einer leidenschaftlichen Bewegung die dargebotene Hand.

„Sylvia — warum mußt du mich denn immer quälen?"

„Warum läßt du dich quälen?" nickte sie. „Ihr Männer wollt ja immer unsere Gebieter sein. Nun, so versuche es doch, zeige mir den Herrn und Meister!"

Sie lächelte dabei, und doch war wieder der dunkle Blick in ihrem Auge, der beinahe drohende Ausdruck, der zu sagen schien: Wage es nur!

„Wozu? Du kannst ja doch nicht lieben!" erwiderte Alfred mit vollster Bitterkeit. „Ich habe es ja gewußt von Anfang an und habe es doch nicht lassen können, immer und immer wieder zu hoffen. Ich wähnte, wenn du nur erst mein wärst, dann müßte es aus meiner Seele hinüberlohen in die deinige und dich erwärmen zu Glut und Leben. Ich glaubte, das erzwingen zu können — umsonst!"

„Alfred, ich bitte dich!" Sie zog heftig ihre Hand aus der seinigen. „Wir sind nicht allein — der Steuermann!"

Sassenburg wandte sich um und sah jetzt auch daß der Steuermann sie beobachtete. Dieser stand zu fern, um etwas von dem Gespräch zu hören, aber seine Augen waren fest auf die Beiden gerichtet.

„Unerträglich!" stieß der Prinz gereizt hervor. „Ist man denn nirgends sicher vor diesen Leuten? Aber wenigstens das Oberdeck habe ich ihnen verbieten lassen. Komm, Sylvia!"

Die junge Dame zögerte, es schien beinahe, als fürchtete sie ein Alleinsein mit ihrem Verlobten, und als wären ihr die Zeugen erwünscht, die ihm so lästig waren. Sie trat wie zufällig in die Nähe des Steuers und machte eine Bemerkung über den Dampfer, der schon weit zurückblieb.

„Ja, ich habe Volldampf geben lassen," sagte Sassenburg, der ihr gefolgt war. „Sonst geraten wir mitten in den Touristenlärm hinein. Jetzt werden wir eine Stunde früher am Kap landen und hoffentlich allein sein da oben, es ist ja sonst kein Schiff in der Nähe."

„Doch, der kleine Segler da vorn!" warf Sylvia ein. „Er steuert gleichfalls nach Norden."

„Das wird irgend ein Walfischfänger sein, der ins Polarmeer hinausgeht."

„Nicht doch! Das sind schwere, plumpe Boote, wir sind ihnen ja oft genug begegnet. Sieh nur dies schlanke Schiff, mit seinen weißen Segeln! Es fliegt nur so hin vor dem Winde!"

Der Prinz hob gleichgültig das Fernglas an die Augen. „Was meinen Sie, Thorvik," fragte er. „Ist es ein Walfischfänger!"

„Nein, Durchlaucht," war die bestimmte Antwort des Steuermanns. „Er ist die „Freya" von Edsviken."

Es sprach zu dem Prinzen, aber er schaute dabei dessen Braut an, und da sah er wieder, was er schon einmal gesehen hatte in einem anderen Gesicht: das jähe Aufzucken, das Erbleichen und das seltsame Aufflammen in dem Blick, der sich so starr und groß auf einen Punkt heftete. Harald Thorvik verstand sich sonst wenig auf die Beobachtung von Seelenzuständen, gab sich auch nicht ab damit, aber damals, in der Kirche von Raansdal, hatte der Instinkt der Eifersucht ihn scharfsichtig gemacht, und jetzt flog ein Ausdruck des Hohnes über seine Züge, während er dachte Sie auch! —

Sassenburg war mit dem Fernglase beschäftigt und hatte nichts bemerkt, aber sein Interesse war erwacht, und er sagte lebhaft: „Da können Sie recht haben. Die „Freya" ist uns ja vorausgegangen nach dem Norden. Mich wunderte es, daß wir sie nirgends trafen."

„Sie ist schon ein paarmal in unserer Nähe gewesen," erklärte Thorvik. „Aber jedesmal, wenn sie den „Seeadler" in Sicht bekam, wurde der Kurs geändert, dann ging es hinaus in das offene Meer. Das Schiff hat uns vielleicht nicht treffen wollen."

„Das sieht dieesm Bernhard ähnlich!" wandte sich der Prinz an seine Braut. „Da hilft keine Liebenswürdigkeit, er bleibt bei seinem alten Groll. Du hörst es, er ist jedesmal ausgewichen, wenn er in Gefahr kam, uns zu begegnen, aber jetzt haben wir ihn! Es ist wirklich die „Freya", ich sehe es jetzt auch. Wir wollen Jagd auf sie machen!"

Er hatte englisch gesprochen, um von dem Steuermann nicht verstanden zu werden, und Sylvia antwortete in derselben Sprache, aber ihre Stimme klang unsicher und gepreßt:

„Nein, Alfred, das dürfen wir dem Papa nicht zumuten, damit verderben wir ihm die ganze Laune, und Bernhard hat es sicher nicht vergessen, daß er ihn damals bei der Begegnung in Raansdal eine so peinliche Rolle spielen ließ. Darum ist er uns ausgewichen — es ist besser, wir vermeiden ihn auch."

Alfred sah sie befremdet an. Sie hatte nicht nach solchen Rücksichten gefragt, als sie jene Zusammenkunft und später den Besuch im Pfarrhause durchsetzte. Aber er war viel zu sehr gewöhnt an die Launen seiner Braut, als daß ihm der Widerspruch besonders aufgefallen wäre. Er zuckte nur die Achseln.

„Vermeiden können wir uns diesmal nicht, dazu sind wir uns zu nahe. Sie wissen es jedenfalls schon auf der „Freya", daß sie gesehen worden sind und wir sie am Kap einholen. Hast du das Interesse für deinen „Bärenvetter" schon wieder verloren? Ich habe ihn doch zweimal ausdrücklich stellen müssen auf deinen Befehl, jetzt tut es der Zufall."

Sylvia antwortete nicht, aber ihre Augen hingen noch immer an dem schlanken Schiff, das mit vollem Wind in den Segeln vor ihnen herzog. Da trat der Kapitän heran und meldete, das Kap komme eben in Sicht. Ob die Herrschaften nicht nach dem Oberdeck wollten, wo der Ausblick ganz frei wäre.

„Ja, gewiß — darf ich dich bitten?" sagte Sassenburg, mit einer Handbewegung nach der Treppe hin, die hinaufführte. Als Sylvia aber zufällig den Kopf wandte, sah sie wieder die scharfen, grauen Augen des Steuermannes, die sie förmlich zu bewachen schienen. Auch sie fühlte jetzt, daß etwas anderes als bloße Neugier in dem beobachtenden Wesen dieses Mannes lag.

Harald sah ihnen nach, und seine Stirn zog sich finster und drohend zusammen, während er murrte: „Was soll denn das werden? Und was Hildur wohl dazu sagen wird! Den Bernhard stecken ganz andere Dinge im Kopf, als sie glaubt. Ich werde ihr die Augen öffnen, wenn wir heimkommen!" —

Die „Freya" zeigte sich als wackerer Segler. Sie hatte allerdings einen ziemlichen Vorsprung, aber sie behauptete sich gegen den „Seeadler", der mit voller Dampfkraft fuhr und sie trotzdem erst am Kap einholte. Sie lag bereits vor Anker in der kleinen Landungsbucht, als die Jacht des Prinzen eintraf, die ihres Tiefganges wegen weiter draußen bleiben mußte. Der Minister durfte sich größere Anstrengungen, wie diesen Ausflug, nicht zumuten, er blieb an Bord und winkte vom Deck aus einen Gruß dem Boote nach, in dem Sassenburg mit seiner Braut und dem Kapitän an Land fuhren. Dort trafen sie Christian Kunz, der auf dem grünen Abhange umherspazierte und seine ganze Strammheit entwickelte, um die Herrschaften respektvollst zu begrüßen. Von ihm erfuhren sie, daß sein Herr und Leutnant Fernstein sich sofort ausgeschifft hatten und bereits auf dem Wege zum Kap waren. Auch der Prinz und seine Begleiter unternahmen unverzüglich den ziemlich beschwerlichen Aufstieg, der über eine Stunde dauerte.

Inzwischen feierte Christian ein fröhliches Wiedersehen mit den Bootsleuten des „Seeadlers". Er hatte auf der wochenlangen Fahrt schmerzlich die Landsleute vermißt, mit denen er während der letzten Zeit in Raansdal fast täglich verkehrt hatte. Mit seinen beiden norwegischen Kameraden von der „Freya" konnte er nicht viel anfangen, vom vielen Reden waren sie beide keine Freunde. Das besorgte der junge Holsteiner jetzt gründlich, er schwatzte sich förmlich fest mit den Bootsleuten, während sie gemeinsam auf ihre Herren warteten.

Da erfuhr er denn zunächst die große Neuigkeit von der Verlobung des Prinzen mit Baronesse Hohenfels und dann die neuesten Bestimmungen über den „Seeadler". Der kehrte vorläufig nach Raansdal zurück, da die Herrschaften noch einige Wochen in Alfheim zubringen wollten. In den ersten Herbsttagen sollte er Norwegen verlassen, und dann ging es heim nach Deutschland, mit dem Brautpaar an Bord, eine lustige Brautfahrt durch die Nordsee!

„Ja, dann geht es heim!" wiederholte Christian, mit einem brunnentiefen Seufzer. „Ihr habt es gut, ihr kommt nach Hause und ich bleibe hier, bei den Felsen und Fischen. Die einen sind so stumm wie die anderen, und wenn der Herr Leutnant erst wieder fort ist, wird auch in Edsviken kein Deutsch mehr gesprochen! Man verlern sein bißchen Muttersprache noch ganz und wird zuletzt so brummig wie der Olaf, oder so dumm wie der Niels. — Ich wollte, ich könnte mit!"

• • •

Mächtig und dunkel hob sich die hohe Felsenstirn des Nordkaps empor und grenzte sich in scharfen Umrissen ab gegen den klaren, nordischen Himmel, der noch das volle Tageslicht zeigte, obgleich es kurz vor Mitternacht war.

Droben auf der Höhe standen Bernhard Hohenfels und Kurt Fernstein. Sie wußten natürlich, daß der „Seeadler" ihnen unmittelbar folgte und gleich nach ihnen landen mußte, und man sah es an dem Gesicht Bernhards, wie ihn die bevorstehende unvermeidliche Zusammenkunft verstimmte. Er achtete kaum auf die Aussicht, sondern blickte mit umwölkter Stirn und finsteren Augen auf das Meer hinaus, während Kurt ihm Vorwürfe machte.

„Da hast du es nun! Was half es uns, daß wir zweimal ausgebrochen sind und Hals über Kopf seewärts gingen, sobald sich der „Seeadler" nur mit der Nase spitze zeigte. Beim dritten Male hat er uns erwischt, und wir müssen dem Onkel Hohenfels hochachtungsvoll und ergebenst unsere Aufwartung machen. Ich begreife nicht, warum du eigentlich so wütend darüber bist. Er hat dich allerdings nicht liebenswürdig behandelt, damals in Raansdal, aber du warst auch nicht gerade rücksichtsvoll, als du ihm so urplötzlich mit deinem Abschiedsgesuch über den Hals kamst, und eine halbstündige Audienz bei Seiner Gestrengen wird doch wohl noch auszuhalten sein. Den Prinzen und Sylvia treffen wir jedenfalls noch hier oben."

„Ja, sie werden uns wohl folgen," sagte Bernhard, indem er langsam den Blick hinüberwandte nach jener Stelle, wo der Felsweg die Höhe erreichte.

„Nun, dann tu' mir wenigstens den Gefallen und mach' ein anderes Gesicht. Du bist überhaupt in einer schändlichen Reiselaune gewesen."

„Warst du denn etwa vergnügter?" fragte Bernhard mit Achselzucken. „Ich meine, wir haben uns darin nichts vorzuwerfen."

„Ich? Nun ja, so etwas ist ansteckend, ich geriet schließlich auch in üble Stimmung. Wie haben wir uns beide gefreut auf diese Fahrt! Wir wollten ja alles andere über Bord werfen und wieder die lustigen blauen Jungen sein, wie auf unserer „Vineta". Statt dessen sind wir ein paar recht trübselige Gesellen geworden, mitten in all der nordischen Herrlichkeit. Ich glaube, eine von euren Nixen oder Trollen hat uns die ganze Reise verhext."

„Ich glaube eher, daß der die Raansdaler Geschichte im Kopfe steckt, die du noch immer nicht losgeworden bist. Und wenn es dann doch eine Nixe sein soll, die dich verhext hat, so heißt sie wohl Inga?"

„Unsinn! Das ist vorbei!" widersprach Kurt heftig. „Ich habe dir ja beichten müssen, denn du hattest etwas gemerkt an jenem Sonntag. Aber du weißt auch, daß die Sache ein für allemal zu Ende ist."

„Ich weiß nur, daß du ein völlig anderer bist seit jener Zeit. Was wir auch unternahmen auf der Fahrt, du bist immer nur mit halbem Herzen dabei gewesen und wärst am liebsten auf und davon gegangen — nach Drontheim."

„Was fällt dir ein!" fuhr Kurt auf. „Denkst du, ich werde mir meine Liebe noch einmal so vor die Füße werfen lassen? Wenn du sie nur gesehen hättest! Wenn du nur wüßtest, wie ich behandelt worden bin von dem kleinen Sprühteufel!"

„Und wie hast du sie behandelt?" fragte Bernhard ernst. „Die kleine Inga hat eben doch viel mehr Stolz und Selbstgefühl, als wir ihr zutrauten. Du dachtest dir nichts Schlimmes bei dem übermütigen Spiel, gewiß, aber ein zartfühlendes Mädchen mußte es tief verletzen."

„Du hast gut predigen!" rief Kurt gereizt. „Deine Hildur ist eben eine Musterbraut, die hat dir sicher Werbung und Verlobung nicht schwer gemacht. Ich bin an ein Stachelröschen geraten, das sich wehrt und sticht. Aber ich habe nun genug von den Dornen. Ich schlage mir die Sache aus dem Sinn, und wenn ich nur erst wieder auf meiner „Vineta" bin, dann ist sie begraben und vergessen — Punktum!"

Der junge Hohenfels schwieg, aber er schien nicht recht an dies „Punktum" zu glauben. Er kannte seinen Freund viel zu gut, um nicht zu wissen, daß dessen zur Schau getragener Gleichmut erzwungen war, daß er sich damit nur wehrte gegen eine übermächtige Empfindung. Aber gegen eine solche Empfindung half kein Wehren und Sträuben, das wußte Bernhard am besten. Er freilich hatte nicht gerichtet, er ließ sich auch ruhig verspotten und ausschelten wegen der Flucht vor „Seiner Gestrengen", dem Onkel Hohenfels. War es doch etwas „ganz anderes, vor dem er floh, und dem er jetzt wieder standhalten mußte!

„Da kommen sie!" sagte Kurt und wies hinüber nach der andern Seite des Plateaus, wo eben die Erwarteten auftauchten. „Wir werden ihnen wohl entgegengehen müssen."

„Und unseren Glückwunsch abstatten," ergänzte Bernhard. „Die Verlobung ist ja jetzt eine Tatsache. Ich werde den Vorzug haben, eine durchlauchtige Cousine zu besitzen."

„Laß doch die Spöttereien!" schalt Kurt. „Was hast du eigentlich gegen Sassenburg? Dir ist er stets liebenswürdig entgegengekommen, und wenn er Sylvias Geschmack ist —"

„Ihr Geschmack ist die Fürstenkrone und der Glanz, der die künftige Prinzessin umgibt, nicht Alfred Sassenburg! Was hat ein Mann wie er denn noch zu geben? Da ist keine Kraft mehr, kein Feuer, kein Leben, nur ausgebrannte Asche."

„Wer weiß! Er wäre nicht der Erste, der noch einmal aufflammte in einer späten Leidenschaft, und Sylvia ist ganz danach, sie zu entfachen, mit ihren „Gespensteraugen", wie du sie zu nennen geruhst. Das sind Augen, die einen Mann toll machen können, wenn er nicht zufällig gefeit ist durch ein anderes Band. Nun, das bist du ja, du ehrenfester Bräutigam — danke Gott dafür!"

Bernhard erwiderte nichts, aber sein Blick war unverwandt auf die Näherkommenden gerichtet. Die schlanke Gestalt Sylvias, in dem dunkelblauen, pelzbesetzten Reisekleide, ein Pelzmützchen auf dem dunklen Haar, hob sich wie eine Silhouette ab von dem lichten Hintergrund. Sie ging zwischen ihrem Verlobten und dem Kapitän, während ein Diener mit den Mänteln ihnen folgte; und jetzt, als die beiden jungen Männer schon aus der Ferne grüßten, neigte sich das Haupt mit seiner eigenartigen Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen zum Ausdruck kam.

(Fortsetzung folgt)

Am Waldsaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es ist so still, daß ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.

Theodor Fontane.

Forni's
Alpenkräuter
ist ein Heilmittel, welches die Probe eines über hundert Jahre langen Gebrauchs bestanden hat. Er reinigt das Blut, stärkt und belebt das ganze System, und verleiht den Lebensorganen Stärke und Spannkraft.
Aus reinen, Gesundheit bringenden Wurzeln und Kräutern hergestellt, enthält er nur Bestandtheile, welche Gutes thun. Er hat als Medizin nicht seines Gleichen in Fällen von La Grippe, Rheumatismus, Magen-, Leber- und Nieren-Leiden.
Er ist nicht in Apotheken zu haben, sondern wird den Leuten direkt durch Vermittelung von Special-Agenten geliefert. Wenn sich kein Agent in Ihrer Nachbarschaft befindet, dann schreiben Sie an die alleinigen Fabrikanten und Eigenthümer
Dr. Peter Fahrney & Sons Co. 15-25 So. Hoyne Ave. **Chicago**
Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Tatsache, daß Forni's Alpenkräuter das oben erwähnte Heilmittel, jetzt allen Kunden in Canada zollfrei geliefert wird, wodurch eine große Ermäßigung des Kostenpreises eintritt.

Kein Kopfzerbrechen mehr!
Ganz neue und leichte Rechenmethode
• • •
Rev. Margos hat ein neues Rechenbuch herausgegeben, welches das Rechnen ganz bedeutend erleichtert. Das alte System der Multiplikation wird nun aufhören und das neue System, welches das Multiplizieren durch Addieren und Subtrahieren ersetzt, wird eingeführt werden.
Für jeden Farmer ist es von größter Wichtigkeit, ein solches Buch zu besitzen. Die Methode ist leicht und einfach — viel leichter und sicherer als die alte Methode. Sie brauchen beim Rechnen den Kopf gar nicht anzustrengen. Die Regeln sind sehr einfach und leicht zu behalten.
Unentbehrlich für den Farmer, Geschäftsmann, die Hausfrau und für jedermann, welcher rechnen muß.
Rechnen leicht gemacht
Bestellen Sie noch heute ein solches Buch. Preis 50 Cents portofrei, 5 für $2.00. Zu beziehen von
Rev. R. MARGOS -:- P. O. Otthon, Sask.

Huck & Kleckner
Gemischte Warenhandlung
Bibank, Sask.
Wir laden unsere werte Kundschaft auch in diesem Jahre ein, unser reichhaltiges Lager in
Frühjahrs- und Sommerwaren
zu besichtigen.
Wir lenken Ihre besondere Aufmerksamkeit auf unsere Möbelabteilung, verschiedene Sorten Winteräpfel. Für Farmprodukte zahlen wir stets die höchsten Preise.

Kinder Schreien nach Fletcher's
CASTORIA
Die Sorte, die Ihr immer gekauft habt, und die seit mehr als 30 Jahren in Gebrauch ist, hat die Unterschrift von Chas. H. Fletcher getragen und ist von Anbeginn an unter seiner persönlichen Aufsicht hergestellt worden. Lasst Euch in dieser Beziehung von Niemandem täuschen. Fälschungen, Nachahmungen und "Eben-so-gut" sind nur Experimente und ein gefährliches Spiel mit der Gesundheit von Säuglingen und Kindern—Erfahrung gegen Experiment.
Was ist CASTORIA
Castoria ist ein unschädliches Substitut für Castor Öl, Paregoric, Tropfen und Soothing Syrups. Es ist angenehm. Es enthält weder Opium, Morphin noch andere narkotische Bestandtheile. Sein Alter bürgt für seinen Werth. Es vertreibt Würmer und beseitigt Fieberzustände. Es heilt Diarrhoe und Windkolik. Es erleichtert die Beschwerden des Zahnens, heilt Verstopfung und Blähungen. Es befördert die Verdauung, regulirt Magen und Darm und verleiht einen gesunden, natürlichen Schlaf. Der Kinder Panacae—Der Mütter Freund.
ÄCHTES CASTORIA IMMER
mit der Unterschrift von
Chas. H. Fletcher.
Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt, Ist
In Gebrauch Seit Mehr Als 30 Jahren
THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Das Original und einzig Echte
Schütze sich vor Nachahmungen, die oft billiger gut angepriesen werden wie
Minards Liniment